

Die Musik spielt im Hintergrund, oder: Die jungen Erwachsenen sind auch nicht mehr die alten

Zur Fremdheit zwischen jungen Erwachsenen und pastoralen Protagonisten

Der technische Fortschritt der vergangenen Jahre hat die Medienlandschaft umgekrempelt. Ob Fernseher, Festplattenrekorder oder DSL-Leitung: fast alles ist schneller, größer und besser geworden. Mit einer Ausnahme: die Klangqualität der Musik, die Menschen hören, wurde mit den Jahren schlechter. Der Erfolg der Musikindustrie im digitalen Zeitalter brachte sie gleichzeitig an ihre Grenze: komprimierte Formate ermöglichen das unkomplizierte Speichern, Mitnehmen und Tauschen von Musik. Dafür wird am Klang gespart. Was den Music-to-go-Konsumenten mit dreitausend Liedern auf dem iPod freut, irritiert den Jazz-Fan mit erlesener Vinyl-Sammlung. Ganz ähnlich steht es in religiöser Hinsicht um das Verhältnis zwischen jungen Erwachsenen und pastoralen Protagonisten. **Bernhard Spielberg**

Pods und komprimierte Computer-Dateien saugen das Leben aus der Musik“, sagt John Zimmer (28), Mitarbeiter in einem New Yorker Audio-Laden, im Mai 2010 der New York Times. Dabei gebe es nach wie vor viele Wege, besseren Sound zu bekommen. „Aber viele Leute wissen nicht einmal, dass Sie interessiert sein könnten.“ Die meisten Hörer stört das auch nicht. „Meine Ohren sind nicht so fein eingestellt“, wird ein junger Musik-Fan zitiert. „Ich weiß nicht, ob ich den Unterschied wirklich hören würde.“ Bis in die 1980er Jahre hinein war eine HiFi-Anlage ein Statussymbol und ein Ausweis von Kenner-schaft. Diese Rolle hat inzwischen der Flachbildfernseher eingenommen. Heute spielt die Musik im Hintergrund. Damit ändern sich auch die Hörgewohnheiten. Eine Untersuchung an der Stanford University ergab, dass die meisten jungen Hörer den inzwischen komprimierten Sound bevorzugen: „Was guter oder schlechter Sound

ist, verändert sich mit der Zeit. Der Nebeneffekt kann zum Charakteristikum werden“, fasst Prof. Jonathan Berger seine Studienergebnisse zusammen.

Analog zur Musik spielt auch die Religion eine andere Rolle im Leben junger Erwachsener. Und gerade darin unterscheiden sie sich von einem großen Teil der professionellen Seelsorgerinnen und Seelsorger. In mehrfacher Hinsicht. Die folgenden Thesen gehen diesen Differenzen nach. Sie greifen unter anderem zurück auf die Erkenntnisse der Sinus-Studie U27 „Wie ticken Jugendliche?“, die aktuellen Fortschreibungen der

Bernhard Spielberg

geb. 1976, Dr. theol., Akademischer Rat am Lehrstuhl für Pastoraltheologie der Universität Würzburg; Mitglied der Schriftleitung der „Lebendigen Seelsorge“.

Milieu-Modelle sowie den Religionsmonitor 2008 und verstehen sich als Anregung zur Diskussion und Impuls für die Praxis.

FLACHBILDFERNSEHER STATT HIFI-ANLAGE – DIE ÄSTHETISCHE DISTANZ

Die Differenz, die auf den ersten Blick ins Auge sticht, ist die in den Milieu-Studien hinreichend dokumentierte Fremdheit zwischen der traditionellen oder bürgerlich-postmateriellen Ästhetik der meisten kirchlichen Orte sowie ihrer Protagonisten einerseits und der durch die Ästhetik der sogenannten „Performer“ und „Experimentalisten“ geprägten Lebenswelt des Großteils junger Erwachsener andererseits. Das ist bei weitem mehr als ein Oberflächenphänomen. Vielmehr drückt sich darin ein je anderes Verhältnis zur Welt aus: Menschen der Grundorientierung B – und das ist auch die eines Großteils der Hauptberuflichen – geht es vor allem um den Gewinn von Freiheit und die kritische Auseinandersetzung mit den sie begrenzenden Faktoren. Junge Erwachsene, die sich zum überwiegenden Teil in der Grundorientierung C verorten, haben jedoch mehr als genug davon. Sowohl von der Freiheit als auch vom Kampf dafür. Eine zentrale Entwicklungsaufgabe junger Erwachsener besteht daher vor allem darin, mit ihrer Freiheit zurechtzukommen. Viele junge Erwachsene können das auch. Um es mit Pablo Picasso zu sagen: sie suchen nicht, sie finden. Diese Differenz der Lebenswelten lässt sich nicht überspielen. Sie konfrontiert Seelsorgerinnen und Seelsorger mit ihrer ureigensten Aufgabe: das Evangelium von denen her zu entdecken, denen sie es verkünden. Schließlich gibt es keine prinzipielle Unvereinbarkeit von Evangelium und Kultur. Das betont

bereits Paul VI. 1975 in *Evangelii Nuntiandi*: „Unabhängig zwar gegenüber den Kulturen [oder: Milieus], sind Evangelium und Evangelisierung jedoch nicht notwendig unvereinbar mit ihnen, sondern fähig, sie alle zu durchdringen, ohne sich einer [oder: einem] von ihnen zu unterwerfen“ (EN 20). Es ist nicht weniger als die Inkulturation des Evangeliums in die Lebenswelt junger Erwachsener, die verlangt ist. Seelsorge wird vor diesem Hintergrund fragmentarischer, individueller und ideologie-sensibler. Und es kommen neue Themen in den Blick. Um nur einige zu nennen: Körper, Geld, Single-Sein, Berufung, Scheitern, Gewinnen, Welt-Veränderung.

„MEINE OHREN SIND NICHT SO FEIN EINGESTELLT“ – DIE RELIGIÖS-BIOGRAPHISCHE DISTANZ

Junge Erwachsene sind auch hinsichtlich ihrer religiösen Entwicklung junge Erwachsene, nicht selten auch noch Jugendliche. So wie sich die biographische Jugendphase besonders für Akademiker bis Mitte 20 ausdehnt, dehnt sich auch die Phase religiösen Erwachsenwerdens aus. Es dauert nicht nur länger, bis Menschen ihre eigene Waschmaschine haben, sondern eben auch länger, ehe sie ihren „Kinder- oder Jugendglauben“ ablegen – wenn überhaupt. Das liegt vor allem daran, dass in unseren Breiten religiöses Erwachsenwerden eben keine zwingende Entwicklungsaufgabe junger Menschen darstellt, und dass religiöse Themen auch kaum in einem öffentlichen Rahmen präsent sind, der die individuelle Auseinandersetzung fördert. Dementsprechend gibt es wenig Übung in religiöser Sprachfähigkeit. Es spiele für den Alltag keine Rolle, ob man glaubt, an wen man glaubt, wie

man glaubt und was das für rituelle Folgen hat, formuliert der Münchner Soziologe Armin Nassehi. Öffentliche Kommunikation über religiöse und spirituelle Themen – im Sinne einer Transzendenz – kommt selten vor. Anders sieht es für kirchliche Mitarbeiter aus. Wer nach der Schulausbildung ein religionspädagogisches oder theologisches Studium und eine kirchliche Ausbildung absolviert hat, hatte allein aus beruflichen Gründen mindesten sieben Jahre Zeit zur Vertiefung seines Glaubenswissens und zur Weiterentwicklung des eigenen Selbst- und Gottesbildes. Viele haben diese Zeit Gott sei Dank genutzt. Das ist die unzweifelhafte Stärke der pastoralen und pädagogischen Ausbildung. Daraus resultiert aber auch die typische Fremdheit zwischen religiösen Experten und Laien. So geht es jungen Erwachsenen bei manchen kirchlichen Anlässen wie jemandem, der ein Problem mit seinem PC vom Technik-Freak im Laden beheben lassen möchte. Seine Hilfe ist unzweifelhaft professionell, so ganz verstehen kann man ihn nicht. Für die Seelsorgerinnen und Seelsorger ist diese Differenz nicht damit gelöst, religiöses Sprechen zu vermeiden, religiöse Themen zu verschweigen und auf andere Gebiete auszuweichen. Im Gegenteil. Es geht darum, die religiöse Dimension dessen zu entdecken, was jungen Menschen in ihrem Alltag widerfährt und besondere Orte als religiöse zu würdigen. Seelsorgerinnen und Seelsorger können sich dabei auf ein Phänomen verlassen, das Armin Nassehi beschreibt: „Nur wer religiös angesprochen wird, antwortet religiös“ (Nassehi 2007, 129). Religiosität stabilisiert sich also durch Kommunikation, nicht durch intellektuelle Auseinandersetzung. Nassehi identifiziert zwei Spezifika religiöser Rede. Sie besitze

zum einen die Fähigkeit, Unbestimmtheiten unmittelbar als solche thematisieren und aushalten zu können. Zum anderen sei religiöse Rede in

Es geht darum, die religiöse Dimension dessen zu entdecken, was jungen Menschen in ihrem Alltag widerfährt.

der Lage, Unbeobachtbares mit Beobachtbarem zu kombinieren. „Wo hingegen religiöse Kommunikation Eindeutigkeiten generieren will, kippt sie in mikropolitische Formeln und Lehrsätze. Da wird eher entschieden als geglaubt. [...] Das Unerklärliche, Ambivalente ist im Bereich der Pastoral nicht das Ende der Kommunikation, sondern das Kommunikationsangebot“ (Nassehi 2009, 448). Die Kunst religiöser Kommunikation mit jungen Erwachsenen besteht für die pastoralen Profis demnach in der verantworteten Vereinfachung (Ottmar John), also in der Fähigkeit zur religiösen „Sendung-mit-der-Maus-Kommunikation“.

HEUTE SPIELT DIE MUSIK IM HINTERGRUND – DIE RELIGIÖS-PRAKTISCHE DISTANZ

Die Differenz in der religiösen Praxis, die der Religionsmonitor zwischen den sogenannten „Religiösen“ und den „Hochreligiösen“ dokumentiert, dürfte derjenigen zwischen jungen Erwachsenen einerseits und Seelsorgerinnen und Seelsorgern andererseits entsprechen. Der Religionsmonitor identifiziert in seiner Typologie 52 Prozent der Menschen – und damit wohl auch einen nicht zu unterschätzenden Anteil junger Erwachsener – als sogenannte „Religiöse“ (Huber 2007, 27). In dieser Gruppe spielt Religion im Alltag eine untergeordnete Rolle, sie läuft aller-

dings „wie eine Hintergrundmusik mit, die zwar riten- und kirchenkritisch vorgetragen wird, aber doch gerade darauf zurückgreift: auf Taufe, Kommunion/Konfirmation, Hochzeit, Beerdigung, Weihnachten, Ostern und ähnliche Anlässe,

*Es werden Gegenüber gebraucht,
die auskunftsfähig sind, Reibungsflächen bieten,
und die das, was sie zu sagen haben,
auch inszenieren können.*

se, die sich dann irgendwie von selbst verstehen – von selbst heißt, dass dies exakt die Hintergrundmusik ist, die mitläuft“ (Nassehi 2007, 127). Hier wird über die Schwelle der Konfessionen hinweg die „Kasualienfrömmigkeit“ (Johannes Först) als neuer Modus der Kirchenmitgliedschaft deutlich. Er steht für eine alltagspraktische Kirchendistanz, die zu besonderen Zeiten in eine selbstverständliche Ritualpraxis mündet. Was für einen Großteil der Menschen normaler Ausdruck ihrer Religiosität und Kirchlichkeit ist, befremdet allerdings die sogenannten „Hochreligiösen“. Das sind diejenigen, für die die religiöse Sicht auf die Dinge und religiöse Erfahrung für die eigene Persönlichkeit zentral ist, also auch einige der Hauptberuflichen. Das ist auch wenig verwunderlich.

Religiosität läuft als Hintergrundmusik mit. Das ist ein Charakteristikum im Blick auf die religiöse und kirchliche Praxis von Menschen dieser Zeit. Das Format der Religion hat sich für den Großteil nicht nur junger Menschen verändert. Religionssoziologisch bringt Danièle Hervieu-Léger diese Entwicklung auf Begriffe: die Validierung des Glaubens, also die Überzeugung, dass der Glaube trägt, geschehe heute nicht länger institutionell (durch Zugehörigkeit zur Kirche) und auch nicht länger kommunitär (durch Zugehör-

rigkeit zu einer Gruppe), sondern dialogisch in individuellen Aushandlungsprozessen. Um es bildhaft zu sagen: die Entwicklung führt nicht nur bei der Musik vom unveränderlich in Form gepressten Vinyl über die wiederbespielbare Kassette zum persönlichen Mitschneiden der „Schlager der Woche“ bis zur portablen und individuell konfigurierbaren MP3-Datei.

Für die Praxis bedeutet das: gebraucht werden Gegenüber, die auskunftsfähig sind, Reibungsflächen bieten, und die das, was sie zu sagen haben, auch inszenieren können. Dabei geht es nicht um eine bloße Show oder um Effekthascherei. Es geht um die Kompetenz, spürbar zu machen, worum es eigentlich geht. Behauptete Wahrheiten gibt es viele. Glaubwürdig ist nur die, die auch erfahrbar ist. Kirchliche Orte können jungen Erwachsenen vor diesem Hintergrund Perspektiven eröffnen, die kaum jemand sonst zu bieten hat – und beispielsweise die eigene Stadt aus der Sicht von Obdachlosen in den Blick nehmen. Auch der eigene Körper könnte schon vor der eigenen Bestattung als „Tempel des Heiligen Geistes“ gewürdigt werden.

**„VIELE LEUTE WISSEN NICHT EINMAL,
DASS SIE INTERESSIERT SEIN KÖNNTEN“ –
DIE INSTITUTIONELLE DISTANZ**

Das Verhältnis junger Erwachsener zur Kirche unterscheidet sich in zwei Punkten von demjenigen der meisten Angehörigen ihrer Vorgängergeneration. Erstens ist das Kirchenbild weniger durch persönliche Erfahrungen als durch die Medien vermittelt. Zweitens wird sehr deutlich

zwischen Religion/Spiritualität und Kirche unterschieden. Allerdings – und das ist das Besondere – unaufgeregt und geradezu emotionslos. Der Blick in Lebenswelten junger Erwachsener führt plastisch vor Augen, was auch in anderen Studien über das Verhältnis junger Menschen zu ihrer Kirche diagnostiziert wird:

je moderner die Grundorientierung junger Menschen, desto distanzierter ist es. Das verwundert gerade Praktiker auf den ersten Blick auch nicht. Nicht wenige junge Erwachsene kennen den Papst besser als ihren Heimatpfarrer. Das Handeln der Kirche in der Welt von heute erklärt nur zum Teil der Religionslehrer. Den Rest übernehmen Dan Brown und Kollegen.

Das klischeebehaftete Bild skurriler, manchmal bauernschlauer Typen und ihrer zwar verstaubten, aber machtbesessenen Institution, das medial dominiert, bringt zumindest eines auf den Punkt: mit dem normalen Leben hat die Kirche so gut wie gar nichts zu tun. Kirche ist für viele eine Welt, der man einfach nicht mehr begegnet. Man läuft kirchlichen Angeboten nicht über den Weg. Und man kennt oft nicht einmal jemanden, der jemanden kennt, der etwas mit der Kirche zu tun hat – außer vielleicht die eigene Großmutter, aber die ist ja schon alt. „Euch ignorieren wir nicht mal.“ Mit diesem Satz wird der radikale Relevanzverlust auf den Punkt gebracht.

Die Unterscheidung von Religion/Spiritualität und Kirche treffen auch die meisten Seelsorger. Das Neue ist: die Differenz hat bei den jungen Leuten an Emotionalität verloren. Man regt sich nicht mehr über Dinge auf, gegen die bereits die eigenen Eltern vergebens andiskutierten. Mit Organisationen wie der „Kirchenvolksbewegung“ hat man eher Mitleid. Darüber hinaus ist pragmatisch klar, dass Religion ohne eine Struktur

nicht zu haben ist. Und dass man zu bestimmten Zeiten im Leben die Kirche irgendwie braucht. Genau deshalb stellt sich auch die Frage nach dem Kirchenaustritt ebenso wenig wie

*Glaubwürdig ist nur die Wahrheit,
die auch erfahrbar ist.*

die nach der Kirchenreform. (Die Debatte um die Rekonkiliation mit der FSSPX und der Umgang mit den Missbrauchsfällen bildet hier jedoch eine Ausnahme.) Kurz gesagt entspricht das Verhältnis eines Großteils junger Erwachsener zur Kirche dem Verhältnis des Otto-Normal-Autofahrers zum ADAC. Wer seinen Beitrag bezahlt, kann Beistand erwarten, wenn es einmal ein Problem gibt. Damit hat sich auch im Blick auf das Ehrenamt und die Rede von der „Mitverantwortung aller Getauften für die Kirche“ die Beweislast umgedreht: nicht die Verweigerung, sondern das Engagement ist begründungspflichtig. Diese Situation konfrontiert die Kirche an ihren unterschiedlichen Orten nicht zuerst mit der Frage nach ihrem Marketing, sondern mit den Fragen nach ihrer Identität. Wer bist Du und wo stehst Du? Eine Kirche, die die unhintergehbare Individualität der Menschen dieser Zeit respektiert, wird eine fluide Kirche, eine „liquid church“, sein. Pete Ward, der diesen Begriff prägte, hält zwei Grundannahmen für die Gestaltung einer solchen Kirche fest. Erstens: Jeder hat ein spirituelles Verlangen. Zweitens: Die Kirche sollte um das Verlangen der Menschen nach Gott herum gestaltet sein (vgl. Ward 2005, 75).

Für die pastorale Praxis stecken darin mindestens zwei Chancen: die erste ist, dass Seelsorgerinnen und Seelsorger nach wie vor davon ausgehen können, dass die Kirche auch jungen Erwachsenen ein Begriff ist. Die zweite ist: sie

können als Personen die bisherigen Kirchenbilder positiv enttäuschen und manche Skurrilitätenanmutung korrigieren.

EPILOG: JENSEITS DER MUSIK – DIE WACHSENDE DISTANZIERUNG GESELLSCHAFTLICHER GRUPPEN

Ein theologischer Blick auf die Ergebnisse aktueller Milieustudien darf schließlich ein Phänomen nicht ausblenden, das die statischen Kartoffeldiagramme nur andeuten: das Auseinanderdriften von – in mehrfacher Hinsicht – reichen und armen Menschen in unserem Land. Es wird ein zentrales Thema der heute jungen Erwachsenen werden. Um es in Anlehnung an J. B. Metz zu formulieren: das Reich Gottes ist nicht indifferent gegenüber der Kartoffelgrafik. Und die Kirche ist nach wie vor ein bedeutender gesellschaftlicher Akteur. Die Frage wäre demnach, was die wachsende Exklusion ganzer Gruppen

nicht nur aus Bildungs-, sondern auch aus gesellschaftlichen Partizipationsprozessen für die Positionierung und das Programm kirchlicher Orte bedeutet. ■

LITERATUR

Calmbach, Marc / Wippermann, Carsten, Wie ticken Jugendliche? Sinus-Milieustudie U27 (Hg. von BDKJ und Misereor), Altenberg 2008.

Hervieu-Léger, Danièle, Le pèlerin. La religion en mouvement, Paris 1990.

Huber, Stefan, Aufbau und strukturierende Prinzipien des Religionsmonitors, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.), Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007, 19–29.

In Mobile Age, Sound Quality Steps Back, in: The New York Times vom 9. Mai 2010 (<http://www.nytimes.com/2010/05/10/business/media/10audio.html> [Aufruf am 19.02.2011]).

Nassehi, Armin, Erstaunliche religiöse Kompetenz. Qualitative Ergebnisse des Religionsmonitors, in: Bertelsmann Stiftung (Hg.), Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007, 113–133.

Nassehi, Armin, „Den Unterschied deutlich machen“. Ein Gespräch mit dem Münchner Soziologen A. Nassehi, in: HerKorr 63 (9/2009) 447–451.

Ward, Pete, Liquid Church. A bold vision of how to be God's people in worship and mission – a flexible, fluid way of being church, Peabody/Massachusetts 2005.